

WINKELMANN

ro
ro
ro

**SPIEGEL
Bestseller**

DIE KARTE

THRILLER



Andreas Winkelmann

Die Karte

Thriller

Über dieses Buch

Als ihre Freundin Eva abends wie so oft noch laufen geht, macht sich die Ärztin Laura Windmüller zunächst keine Gedanken. Doch dann bekommt sie eine Nachricht, abgesetzt von Evas Handy: «Ihr läuft die Zeit davon.» Wenig später wird die junge Frau brutal stranguliert in Hafennähe gefunden. Hauptkommissar Jens Kerner war einer der letzten Menschen, der mit Eva gesprochen hatte – denn vor ihrem Haus wurde am gleichen Tag ein Mann niedergestochen. Wie hängen die Taten zusammen? Als weitere junge Läuferinnen ermordet werden, suchen Kerner und seine Kollegin Rebecca Oswald fieberhaft nach einer Verbindung zwischen den Opfern. Aber es scheint keine zu geben – außer dass alle ihre Laufstrecken öffentlich posteten ...

Vita

Andreas Winkelmann, geboren 1968 in Niedersachsen, ist verheiratet und hat eine Tochter. Er lebt mit seiner Familie in einem einsamen Haus am Waldrand nahe Bremen. Wenn er nicht gerade in menschliche Abgründe abtaucht, überquert er zu Fuß die Alpen, steigt dort auf die höchsten Berge oder fischt und jagt mit Pfeil und Bogen in der Wildnis Kanadas.

Sie möchten regelmäßig über Neuerscheinungen, Veranstaltungen und aktuelle Gewinnspiele von Andreas Winkelmann informiert werden? Dann abonnieren Sie den Newsletter unter www.rowohlt.de/andreas , besuchen die Website www.andreaswinkelmann.com oder folgen dem Autor auf www.facebook.com/andreas.winkelmann.schriftsteller oder www.instagram.com/winkelmann.andreas.autor .

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Juli 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Coverabbildung Maxger/iStock

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00310-1

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

«O Zeit, du gehst dahin
und eilst mit solcher Macht
gradaus durch Tag und Nacht,
dass ich voll Grausen bin.

Ob ich vermein zu stehn,
du reißest mich hinweg:
Wo ich kaum war, den Fleck
kann ich schon nicht mehr sehn.

Und bist dabei so still:
Es wäre mir wahrhaft Not,
woran ich dich vom Tod
noch unterscheiden will.»

(Richard von Schaukal)

Prolog

Sie nimmt mir die Luft zum Atmen.

Sie alle tun das – aber bei ihr ist es besonders schlimm. Seit sie in meinem Leben auftauchte, schnürt es mir jeden Tag mehr die Kehle zu, aber niemand bemerkt es, niemand nimmt Notiz davon. Vollkommen allein stehe ich da mit meiner Not und meinen Sorgen, mit meinen Albträumen und Angstattacken, die mich nachts aus dem Schlaf schrecken lassen. Schweißgebadet wache ich auf und ringe um Luft, meine Lungen fühlen sich an wie trockene Schwämme, tot und hart warten sie auf einen Tropfen Feuchtigkeit, doch wenn er dann kommt, ist es immer zu wenig, niemals genug.

Ich kann das nicht mehr ertragen.

Und ich weiß, es gibt nur einen Ausweg.

Sie ist die Klammer um meinen Hals, also muss sie weg.

Solange sie da ist, werde ich niemals ein freies Leben führen können, werde ich niemals die Aufmerksamkeit und den Respekt bekommen, der mir zusteht, sondern auf immer und ewig in ihrem Schatten dahinvegetieren.

Das kann ich nicht zulassen.

Ich brauche Sonne und Wärme, ich brauche das Lob und den Applaus, das ist es, was mir Kraft und Zuversicht gibt.

Bekomme ich nichts davon, setzt sich das Böse durch. Ich kann spüren, wie es sich in meinem Inneren entfaltet. Dieses feine Kitzeln an einer Stelle, die unerreichbar erscheint, macht mich verrückt, und ich weiß, es gibt nur diese eine einzige Möglichkeit, mich dort zu kratzen.

Gezögert und gezaudert habe ich lange genug, heute ist der Tag gekommen, um zu handeln.

Natürlich ahnt sie nichts. Ich bin immer nett zu ihr gewesen, so wie die Gesellschaft es von mir erwartet, und so denkt sie, ich bin ein guter Junge, ein bisschen verschlossen und mitunter merkwürdig vielleicht, aber im Grunde doch eine freundliche Seele, die nichts Böses im Schilde führt.

Schon früh habe ich gelernt, welche Macht in einem Lächeln steckt. Wenn es ehrlich und warm ist, wenn die Augen mitlächeln, vertrauen die Menschen dir und tun beinahe alles für dich. Sie können nicht begreifen, dass ich dieses Lächeln als Schild einsetze, um mich gegen die Ungerechtigkeit zu schützen, können nicht sehen, wie es mein anderes Ich überdeckt. Dieses andere Ich war schon immer da, nur besänftigt durch das, was ich aus anderen Menschen gewinne: Liebe, Aufmerksamkeit, Lob, Anerkennung.

Sie hat mir all das genommen.

Dafür werde ich sie töten.

Wie sie lacht und sich freut, als ich die Griffe des Rollstuhls fester packe und sie schwungvoll die Steigung hinaufschiebe. Dort oben ist ihr Lieblingsplatz, und wahrscheinlich erwartet sie ein großes Abenteuer, einen besonderen Moment. Auf dem

unbefestigten Weg muss ich mit aller Kraft gegen ihr Körpergewicht ankämpfen, zusätzlich versinken die dünnen Räder im weichen Sand. Aber allein der Blick auf ihren Hinterkopf, auf dieses wunderschöne Haar, um das sie so oft beneidet wird, wohingegen niemand über mein Aussehen spricht, stachelt die Wut in mir an, und das verleiht mir zusätzliche Kraft.

Wie sehr ich sie doch hasse!

Die Temperatur liegt bei knapp fünfzehn Grad, und es geht ein schwacher Wind, ideale Bedingungen für einen Spaziergang also. Trotzdem bin ich am Rücken und unter den Armen verschwitzt, als wir die Kuppe des Hügels erreichen. Ich verabscheue Schweiß, bei mir ebenso wie bei anderen Menschen, und ich weiß, in diesem Fall ist es Angstschweiß, das macht es nur noch schlimmer. Es ist natürlich ihre Schuld, aber ich lache mit ihr, damit sie keinen Verdacht schöpft.

Ich schiebe den Rollstuhl neben die Holzbank und arretiere die Bremsen. Bevor ich mich setzen kann, muss ich die Vogelkacke von der Bank entfernen. Dazu nehme ich den langen Baumwollschal, der in der Tasche an der Rückenlehne des Rollstuhls steckt – und behalte ihn gleich in der Hand. Es ist ihr Lieblingsschal, sie hat ihn zum Geburtstag geschenkt bekommen.

Meine Finger verkrampfen sich im weichen Stoff. Plötzlich fühle ich mich schwach und hilflos und weiß, ich benötige noch einen Moment, um mich auf das Unausweichliche vorzubereiten.

Mit einem tiefen inneren Seufzer sinke ich gegen die Rückenlehne der Bank und lasse den Blick gleiten. Ich mag diesen Ort genauso wie sie. Obwohl der Hügel kaum mehr als fünfzig Meter hoch ist, kommt es mir vor, als thronte ich über allem anderen. In einiger Entfernung kann ich die Ladekräne des Containerhafens sehen, doch der Lärm der Stadt kommt hier nicht an. Einige Greifvögel ziehen hoch oben ihre Kreise.

Ihre Hände liegen ruhig auf den schwarzen Kunststoffarmlehnen des Rollstuhls, auch sie genießt den Ausblick. Der leichte Wind hier lässt mich frieren, weil ich verschwitzt bin, und nach kurzer Zeit beginnt auch sie zu zittern.

Damit habe ich gerechnet.

«Warte, ich habe einen Schal für dich mitgebracht.»

Ich lege ihn ihr um den Hals, um diesen schmalen, graziösen Hals, und sie hebt sogar das Kinn dafür, lächelt, freut sich über diese Aufmerksamkeit des Menschen, den sie liebt. Zumindest glaube ich, dass sie mich liebt.

Mit einem schnellen Blick in die Runde überzeuge ich mich davon, dass wir nach wie vor allein sind.

Dann ziehe ich den Schal mit einem kräftigen Ruck straff.

Sofort bäumt sie sich auf, reißt die Hände an den Hals, um sich von der Schlinge zu befreien, doch es gelingt ihr nicht.

«So fühlt sich das an!», schreie ich in ihr Ohr. «So fühlt es sich an, wenn man keine Luft bekommt. Das ist es, was du mir antust. Warum tust du mir das immer wieder an!»

Mit meinen Worten stachele ich meine Wut an, und sie verleiht mir zusätzliche Kraft. Derart stark ziehe ich an dem Schal, dass ich befürchte, ihn zu zerreißen. Tief gräbt er sich in ihren Hals, schnürt Atmung und Leben ab.

Sie kämpft.

Ich zähle die Sekunden, wie man es bei einem Gewitter tut.

«Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig ...»

Die Zeit ist gegen mich. Im Angesicht des Todes will sie einfach nicht vergehen. Endlos ziehen sich die Sekunden dahin, selbst der Himmel scheint eingefroren zu sein, die Wolken ziehen nicht weiter, die Greifvögel verharren.

Schließlich sinken ihre Arme hinab.

Bei einhundertvierzig ist es endlich zu Ende.

Und ihr letzter Atemzug ist mein erster.

Kapitel 1

1

Wohin nur mit der Wut?

Dieser heiß brennenden Wut, unter deren Diktatur Lennart Wolff einfach nicht mehr funktionierte wie ein normaler Mensch. Das war schon immer so gewesen. Wenn die Wut ihn packte, fusionierten in der Kernschmelze in seinem Inneren Gedanken und Gefühle und verklumpten sein Blut. Mit Wucht presste sein Herz die breiige Masse weiterhin durch die Adern, aber er spürte, wie die Blutbahnen von innen gegen die Haut drückten, als wollten sie sie sprengen. Und auch er selbst wollte dann einfach nur noch raus aus dieser Haut, die nicht mehr länger seine zu sein schien, sondern die eines Wahnsinnigen.

Lennart Wolff schnappte sich den vollen Plastikbeutel aus dem Mülleimer, der in der Küche zwischen Kühlschrank und Wand stand. Der Müll musste ohnehin noch raus, sonst würde bei dem schwülwarmen Wetter bald die ganze Wohnung danach stinken, und dann wäre der nächste Streit vorprogrammiert.

Dabei hatte er schon jetzt mehr als genug von dieser dauernden Streiterei! Mittlerweile verging keine Woche, in der sie nicht mindestens einmal aneinandergerieten, und auch wenn es nicht jedes Mal so heftig war wie heute, fühlte Lennart sich am Tag danach ausgelaugt und müde und war unkonzentriert.

Sie raubte ihm seine Kraft, diese Wut.

Er litt darunter.

Sogar seine Arbeit litt darunter.

Wie hatte es nur so weit kommen können?

Mit dem nackten Fuß stieß Lennart die Fliegengittertür zur Terrasse auf. Die Rückholfeder quietschte erbärmlich. Das war auch so etwas, was ihm seine Frau seit Wochen vorwarf – noch war er nicht dazu gekommen, sie zu erneuern.

«Wohin gehst du jetzt noch? Haust mal wieder ab, was? Typisch!», keifte Agnes von oben.

Vor ein paar Minuten hatte sie sich ins Schlafzimmer im Obergeschoss zurückgezogen, was ein kluger Schachzug war, denn während des Streits hatte Lennart einen Punkt erreicht, an dem er für nichts mehr die Garantie übernehmen konnte. Vielleicht wäre ihm die Hand ausgerutscht, vielleicht hätte er mit irgendeinem Gegenstand nach ihr geworfen. Es wäre das erste Mal gewesen in den acht Jahren, die sie verheiratet waren.

«Den Scheiß-Müll rausbringen!», brüllte er, bevor die Fliegengittertür mit lautem Scheppern gegen den Türrahmen krachte.

Draußen wie drinnen hatte es in der vergangenen halben Stunde gewittert, und die abziehenden Wolken hinterließen tiefe Schwärze. Der Regen verdampfte auf den von der Hitze des Tages aufgeheizten Straßen und Gehwegen, brütend-dumpfe Regenwaldluft schlug Lennart Wolff entgegen. Sie fühlte sich an wie eine feste Masse, in der all die negative menschliche Energie des vergangenen Tages kumulierte.

Hätte er ohne dieses belastende Wetter gelassener auf Agnes' Sticheleien reagiert? Wahrscheinlich nicht. Denn wenn seine Frau eines wirklich gut konnte, dann dieses Herumreiten auf Kleinigkeiten. Unablässig stieß sie ihm die Sporen in die Seiten, bis er blutete, ließ nicht locker, trieb ihn vor sich her ...

Lennart Wolff trat mit dem Müllbeutel in der Hand in die dampfende Sommernacht hinaus und atmete tief ein und aus. Obwohl sie es nicht war, kam ihm diese Luft klar und rein vor, wie geschaffen, um einen klaren Kopf zu bekommen – und der war bitter nötig. Er musste sich unbedingt wieder in den Griff bekommen und herunterfahren, sonst würde er noch jemanden umbringen.

Da morgen der Abfuhrtermin war, stand die Mülltonne bereits vorn an der Zufahrt zu ihrem Grundstück. Barfuß lief Lennart über die gepflasterte Hofeinfahrt des neuen Hauses, das sie vor vier Jahren bezogen hatten. Ihr Heim, ihr Nest, auf das sie sich so gefreut hatten. Irre teuer war das alles gewesen, und sie hatten die Hypothek in dieser Größenordnung nur bekommen, weil er als Systemadministrator bei der Bank arbeitete.

Was, wenn sie sich trennten?

Das wäre eine finanzielle Katastrophe, gar nicht auszudenken!

Lennart öffnete die Fußgängerpforte, ging zu der Mülltonne hinüber und stopfte den Plastikbeutel in die ohnehin schon volle Tonne. Dazu musste er kräftig drücken und pressen. Der Beutel platzte auf, und eine Mischung aus Ketchup und Gorgonzola-Soße vom gestrigen Abendessen spritzte ihm gegen den Bauch und kleckerte auf die graue Jogginghose hinunter. «Verdammt noch mal, so eine Sch...»

Lennart unterbrach sich selbst, weil er spürte, dass er nahe dran war, vollends die Kontrolle zu verlieren.

Er sah sich um.

Einundzwanzig Uhr.

Niemand war in diesem ruhigen, fast schon gediegenen Wohnviertel um diese Zeit noch unterwegs. Es spielte keine Rolle, ob er bekleckert war oder sauber, ob er Schuhe trug oder nicht. Die Nachbarn würden ihn nicht sehen.

Lennart entspannte sich etwas, klaubte die Zigarette und das Feuerzeug aus der linken Tasche seiner Jogginghose – beides hatte er auf der Flucht aus dem Haus rasch eingesteckt – und zündete sich die Zigarette an.

Wie herrlich, den Geschmack von Tabak einzuatmen! Wie schön, damit etwas zu tun, was Agnes missfiel! Im Haus durfte er natürlich nicht rauchen, und sie küsste ihn auch nicht, wenn er es gerade getan hatte, aber verbieten lassen wollte Lennart es sich nicht.

Nach dem ersten tiefen Zug ging er nach rechts die Straße hinunter. Einfach nur ein bisschen umhergehen, den Kopf freibekommen, die Wut loswerden und hoffen, dass Agnes schon schlief, wenn er zurückkehrte. Heute wollte er ihr auf keinen Fall mehr über den Weg laufen. Wahrscheinlich würde er ohnehin auf der Couch schlafen. Wäre ja nicht das erste Mal.

Hundert Meter weiter, in Nummer 14, brannte noch Licht.

Sein Blick fiel immer dorthin, sobald Lennart das Grundstück verließ. Die beiden Lesben hatten wirklich ein cooles Haus, sehr stylisch und reduziert, mit vielen großen Glasflächen, aber das war nicht der wahre Grund für seine Neugier.

Lennart ging langsamer und versuchte, einen Blick ins Innere des Hauses zu erhaschen. Vielleicht lief eine seiner Nachbarinnen in Unterwäsche herum. Beide hatten echte Traumkörper und scheuten sich nicht, sich zu zeigen. Schon oft hatte Lennart sich vorgestellt, wie es wohl wäre, aufs Grundstück zu schleichen, ganz aus der Nähe durch eines der Fenster zu schauen und die beiden dabei zu beobachten, wie sie es sich besorgten.

Allein der Gedanke erregte ihn.

An einer dunklen Stelle nahe einer hohen Buchenhecke blieb er stehen, beobachtete das Haus und gab sich seiner Phantasie hin. Stellte sich die nackten Lesben ineinander verschlungen im Bett vor. Seine Wut war noch nicht wirklich verschwunden, es strömte noch genügend Adrenalin durch seine Adern, um sich

heute näher heranzutrauen. Dann wäre dieser Abend wenigstens nicht komplett für den Arsch!

Die Bewegung in der Dunkelheit hielt er im ersten Moment für eine Täuschung. Doch dann wiederholte sie sich, und Lennart erkannte, dass da drüben unter den Bäumen noch jemand stand und das Haus beobachtete.

Was für ein perverser Spanner!

Augenblicklich kochte die Wut in Lennart wieder hoch. Er musste an die Einbrüche denken, die es in diesem Wohngebiet immer wieder gegeben hatte. Ertappte er gerade einen dieser Typen beim Ausspionieren des nächsten Tatorts? Immer wenn in der Presse von einem Einbruch berichtet worden war, hatte Lennart zu Agnes gesagt, dass er sich wünsche, zu Hause zu sein, wenn bei ihnen jemand einstieg. Agnes glaubte ja nicht, dass er mit so einem Typen fertig werden würde, aber Lennart hatte in seiner Jugend geboxt und war immer noch fit genug, lief dreimal die Woche und ging am Wochenende ins Gym.

Lennart zog ein letztes Mal an der Zigarette, warf sie auf den nassen Asphalt und betrat die Straße.

«Hey du, was machst du da!»

Die Gestalt erschrak und fuhr herum. Sie war in ein feucht glänzendes, schwarzes Regencap gehüllt. Mit der Kapuze über dem Kopf und einer dieser Corona-Masken, die man hin und wieder noch sah, ebenfalls in Schwarz, war das Gesicht nicht zu erkennen. Einen Moment verharrte die Gestalt noch, dann lief sie in die entgegengesetzte Richtung die Straße hinunter. So wie ein Hund auf einen flüchtenden Hasen reagierte, reagiert auch

Lennart: Er dachte nicht, wägte nicht ab, folgte einfach nur seinem durch massenhaft ausgeschüttetes Adrenalin aufgeputschten Instinkt.

Rannte hinterher.

Seine nackten Füße klatschten auf den nassen Asphalt.

«Bleib stehen!», rief er dem Flüchtenden hinterher.

Doch der dachte gar nicht daran, rannte weiter. Er war schnell, und sein Laufstil verriet Lennart, dass er es mit einem geübten Läufer zu tun hatte. Auf schnurgeradem Weg sprintete der Spanner die Straße hinunter und zog das Tempo sogar noch an. Lennart wusste, diese Geschwindigkeit würde er nicht allzu lange durchhalten können, und nach fünfzig Metern rechnete er schon nicht mehr damit, den Flüchtenden wirklich einholen zu können.

Vielleicht war es auch besser so. Man wusste ja nie. Nachher war es ein Verrückter, dem er da hinterherlief.

Lennart fiel auf, dass der Mann beim Laufen merkwürdige Geräusche machte. Es klackte irgendwie bei jedem Schritt.

Als sie sich der T-Kreuzung Malerstraße und Langenstraße näherten, knickte der Mann an der Kante eines Schlaglochs um und begann zu humpeln.

Lennart holte auf, als etwas Unvorhergesehenes geschah. Der Mann blieb plötzlich stehen und drehte sich um. Lennart konnte nicht schnell genug stoppen und auch nicht einfach ausweichen, ohne Gefahr zu laufen, auszurutschen und hinzufallen. Er ahnte, er würde den Mann umrennen und unter sich begraben.

Doch dazu kam es nicht. In einer fließenden Bewegung hob der schwarz gekleidete Fremde den rechten Arm, und noch ehe Lennart begriff, was passierte, spürte er einen kurzen, heftigen Druck auf seinem linken Auge, dann einen grell aufzuckenden Schmerz im Schädel. Sofort lief warme Flüssigkeit an seinem Gesicht herab.

Der Fremde wich geschickt aus, und Lennart Wolff ging mitten auf der Straße zu Boden. Dabei rutschte er ein Stück über den Asphalt, schürfte sich Handflächen und Knie auf, spürte davon aber nichts, weil der Schmerz in seinem Gesicht alles andere überdeckte.

Auf den Knien hockend hob Lennart eine Hand, um vorsichtig sein Gesicht zu betasten. Seine Finger berührten einen harten Gegenstand, der aus seinem linken Auge ragte. Diese sanfte Berührung reichte, um den Schmerz noch einmal zu steigern, und Lennart Wolff schrie sich die Seele aus dem Leib.

2

Es gab sie immer mal wieder, diese Tage, an denen Rebecca Oswald sich wünschte, ihre Beine benutzen zu können, laufen zu können. Mehr als fünfzehn Jahre lag der Unfall zurück, der zu einem Leben im Rollstuhl geführt hatte, das war mehr als genug Zeit, um sich daran zu gewöhnen, aber Rebecca wartete immer noch auf diese Gewöhnung.

Besonders in Momenten wie diesem.

Was sie gerade beobachtet hatte, konnte nicht sein!

Sie musste sich bei der Entfernung und dem schlechten Licht getäuscht haben.

Rebecca hatte das reinigende Gewitter abgewartet, um danach noch einmal hinauszufahren und nach diesem drückend warmen Tag die frischere Luft zu genießen. Außerdem mochte sie es, wie die Straßen im Sommer nach einem Gewitterschauer rochen, wenn der Wasserdampf vom warmen Asphalt aufstieg.

Von ihrer Wohnung waren es nur zehn Minuten bis in den nächsten Park, aber es war eindeutig nicht die beste Entscheidung gewesen, dorthin zu fahren. Die Wege waren nicht gepflastert, sondern lediglich geschottert, und überall standen tiefe Pfützen, zwischen denen sie Slalom fahren musste. Immer wieder sanken die Reifen ein, zudem spritzten

Feuchtigkeit und Dreck an die Greifringe, weil sie versuchte, so schnell wie möglich vorwärtszukommen.

Im Park gab es ein paar Straßenlaternen, die aber weit auseinanderstanden, sodass sich helle und dunkle Bereiche abwechselten, und als die Erscheinung zum ersten Mal durch den hellen Bereich einer Laterne huschte, glaubte Becca noch an eine Täuschung.

Im Laufe des Abends hatte sie zwei Gläser Rotwein getrunken, was normalerweise keine großen Auswirkungen auf sie hatte, aber vielleicht trug ja das Wetter dazu bei, dass sie doch ein bisschen angetüddelt war. Anders war eigentlich nicht zu erklären, was sie gerade zu sehen geglaubt hatte.

Ein Mann auf einem Fahrrad mit einer Rolle aus Zeitungspapier auf dem Gepäckträger, aus der ein menschlicher Fuß herausragte?

Becca war sich absolut sicher, einen nackten Fuß gesehen zu haben, bevor die Erscheinung wieder in der Dunkelheit verschwand.

Aus einem ersten Reflex heraus versuchte sie, den Fahrradfahrer zu verfolgen, was ihr vielleicht sogar gelungen wäre, wenn die Wege nicht so aufgeweicht gewesen wären. Ihre Behinderung behinderte sie wieder einmal spürbar, und das ärgerte sie, die sie ihr Leben lang eine Sportlerin gewesen war.

Schwer atmend stoppte Becca ihren Rolli, den sie nach einem billigen Ikea-Stuhl Ivar nannte. Sie befand sich jetzt in einem der dunklen Bereiche des Parks. Dichtes Buschwerk schirmte

sie von der Stadt ab – und von anderen Menschen. Hier war niemand außer ihr, und als Becca das bewusst wurde, lief ihr ein Schauer den Rücken hinab.

Aufmerksam sah sie sich um.

Büsche, gebeugt von der schweren Last des Regenwassers, wirkten wie verwunschene Gestalten, umhüllt von einer glitzernden, perlend nassen Dunkelheit. Die Stille war auf eindringliche Art unheimlich. Wo waren die pulsierenden Geräusche der Stadt, die ihr sonst immer das Gefühl der Sicherheit gaben? Becca hatte das Gefühl, in einem postapokalyptischen Film gelandet zu sein; die einzige Überlebende eines unheimlichen Virus vielleicht.

Sie lauschte in die nasse Dunkelheit. Beklommenheit ergriff Besitz von ihr, und Becca bereute es, allein in die Nacht hinausgefahren zu sein. Sie arbeitete bei der Polizei und sollte es eigentlich besser wissen. Wenn tatsächlich einer von fünfundzwanzig Menschen per definitionem ein Psychopath war, war die Chance, in dieser Stadt einem zu begegnen, groß genug.

Von irgendwoher schob sich ein leises Quietschen in die Stille. Zunächst noch verhalten, wurde es schnell lauter und lauter.

Er kommt zurück, schoss es Becca durch den Kopf.

Sie griff zum Handy – es steckte in der schwarzen Bauchtasche, die sie um den Körper trug –, zögerte aber noch, Jens Kerner anzurufen. Sie wusste, er hatte Dienst an diesem Abend, aber was sollte sie ihm sagen? Dass sie glaubte, einen

Mann auf einem Fahrrad gesehen zu haben, der mit einem menschlichen Fuß auf den Gepäckträger geklemmt durch den Park fuhr?

Jens würde sie zuallererst fragen, ob sie etwas getrunken hatte. Was ja auch stimmte.

Unterdessen kam das Quietschen immer näher.

Ein hohes, langgezogenes Geräusch, ein gleichmäßig wiederkehrender Rhythmus. Suchend wandte Becca den Kopf hin und her – und dann sah sie ihn plötzlich wieder.

Gegenüber, auf der anderen Seite der runden Rasenfläche, fuhr er durch das Licht der Laterne, in dem er für einen Moment sichtbar wurde, bevor er wieder in der Dunkelheit verschwand und nur dieses jämmerlich quietschende Geräusch von seiner Existenz zeugte.

Keine Täuschung aufgrund ihres Alkoholkonsums.

Da fuhr jemand durch den Park, einen menschlichen Fuß auf den Gepäckträger geklemmt – und wie es aussah, war er in ihre Richtung unterwegs.

Hastig wählte Becca Jens' Nummer.

3

Jens Kerner rannte.

Dabei hatte er es gar nicht so mit dem Rennen. Mit Sport im Allgemeinen nicht. Daher rührte auch sein leichtes Übergewicht, das er einfach nicht loswurde. Seine Schritte waren nicht gerade federnd, ganz im Gegenteil, er kam mit jedem Schritt hart mit der Ferse auf und spürte die Erschütterung im ganzen Körper. Das war alles andere als angenehm, aber wenn er den vermeintlichen Mörder nicht aus den Augen verlieren wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als Gas zu geben.

Jens nahm sich fest vor, an seiner körperlichen Verfassung etwas zu ändern. Ein Ziel, das er schon häufiger anvisiert, aber bisher nicht erreicht hatte.

Diesmal würde er Ernst machen!

Der Mann auf dem Fahrrad hatte einen Vorsprung von dreihundert bis vierhundert Metern, fuhr aber nicht besonders schnell. Er wusste ja auch nicht, dass er verfolgt wurde, ebenso, wie er nicht wusste, dass er von Becca dabei beobachtet worden war, wie er den abgetrennten Fuß eines Menschen auf dem Gepäckträger seines Fahrrads durch den Park spazieren fuhr.

Beccas Anruf hatte Jens während der Spätschicht im 33. Kommissariat am Wiesendamm in Hamburg aus dem Halbschlaf gerissen. Nicht, dass er nichts zu tun gehabt hätte!

Berichte mussten verfasst, Recherchen eingeholt, Zeugenaussagen gelesen werden. Aber für diesen Schreibkram hatte Jens seit jeher nicht viel übrig, noch weniger als für Sport, und er überließ ihn gern Becca, die darin viel besser war als er.

Darin, und in den meisten anderen Dingen auch.

Es hatte stark geregnet. Ein Gewitterschauer, kurz, aber heftig, und überall auf den Straßen staute sich das Wasser an den überfluteten Gullys. Als Jens durch einen dieser flachen Teiche lief, spritzte ihm das Wasser bis ins Gesicht. Becca, die sich noch immer im Park aufhielt, versteckt zwischen irgendwelchen Büschen, hatte ihm per Handy durchgegeben, dass der Radfahrer nach einigen Rundfahrten um die zentrale Rasenfläche den Park in Richtung Westen verlassen wollte. Als Jens den Ausgang erreicht hatte, bog der Radler gerade auf die Straße ab.

Er bot ein merkwürdiges Bild.

Der Mann trug eine graue Regenjacke mit der Kapuze über dem Kopf, ansonsten aber nichts. Seine Beine waren nackt, er war barfüßig, und es war nicht zu erkennen, ob er überhaupt eine Hose unter der Jacke trug. Er fuhr ein altes Damenrad im Stil eines Hollandrads mit Weidenkorb am Lenkrad und einem ausladenden Gepäckträger. Irgendwas an dem Rad quietschte bei jeder Umdrehung der Pedale jämmerlich, und das Geräusch hallte in der stillen Nacht zwischen den Häusern wider. Das Rücklicht flackerte wie ein sterbendes Auge, und der Mann war nicht in der Lage, eine gerade Spur zu halten. Immer wieder

taumelte er in Richtung Bordsteinkante, und es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis er dagegenfahren und umkippen würde.

Wahrscheinlich war er betrunken oder stand unter Drogen. Oder beides zugleich. Warum sonst sollte jemand spätabends einen menschlichen Fuß auf seinem Gepäckträger herumkutschieren? Kurioser ging es kaum noch, dachte Jens, der schon einiges an Kuriositäten erlebt hatte.

Der Radfahrer näherte sich einer Kreuzung und drosselte das Tempo. Schließlich holte Jens weit genug auf, um das mit Zeitungspapier umwickelte Stück Fleisch auf dem Gepäckträger genauer erkennen zu können. Bis zu diesem Moment hatte er noch gehofft, es handele sich um einen Scherzartikel, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Die schmutzige Fußsohle mit den einzelnen Zehen daran war überaus real.

«Polizei!», rief Jens. «Halten Sie an. Polizei!»

Er war höchstens drei Minuten gerannt, piff aber schon auf dem letzten Loch und spürte allzu deutlich, wie wenig fit er war.

Der Radfahrer wurde wieder schneller und schaffte es jetzt sogar, die Spur zu halten. Der Rhythmus des Quietschens wurde im gleichen Maße schneller, wie er in die Pedale trat.

Verdammt!

Jens hätte sich nicht so früh zu erkennen geben sollen.

Den Versuch, ebenfalls das Tempo anzuziehen, quittierte sein Körper mit einem netten kleinen Krampf in der rechten Wade.

Laut fluchend fiel Jens Kerner zurück.

Als er sich schon damit abfinden wollte, dass der Flüchtende ihm entkommen würde, schoss plötzlich von links ein Streifenwagen auf die Kreuzung und schnitt dem Radler den Weg ab. Um Haaresbreite gab es keinen Zusammenstoß, aber der Radler musste hart bremsen, verlor die Kontrolle über sein quietschendes Hollandrad, kippte um und blieb auf der nassen Straße liegen.

Voller hanseatischer Gelassenheit stieg Rolf Hagenah aus dem Streifenwagen, zog gemächlich seinen Hosenbund hoch, richtete den Gürtel mit Waffenholster und Pfefferspray, umrundete die Motorhaube und baute sich in seiner ganzen imposanten Größe vor dem am Boden liegenden Mann auf.

«Hier ist Endstation für dich», sagte er.

Jens Kerner humpelte auf einer Wade heran, die sich wie ein Metallimplantat anfühlte. Der Schmerz war nicht ohne, aber Jens verzog keine Miene, weil er sich vor Hagenah keine Blöße geben wollte. Sein alter Freund und Kollege ging bald in den Ruhestand, war also mehr als zehn Jahre älter als Jens. Und doch machte er immer noch einen fitten Eindruck.

«Das Rad hat nicht einmal Gangschaltung», bemerkte Hagenah. «Hast du dich zwischendrin auf eine Bank gesetzt, oder was?»

Jens übergang die Bemerkung und kümmerte sich um den Fahrradfahrer. Er packte ihn am Schlafittchen, drehte ihn auf den Rücken – und erschrak.

Vor sich hatte er einen Mann von mindestens siebzig Jahren, wahrscheinlich war er sogar noch älter. Ängstlich schaute der alte Mann zu Jens auf, schnappte mit offenem Mund nach Luft und gab sich den Anschein, als würde er gleich sterben.

«Brauchen Sie einen Arzt?», fragte Jens.

Der Oldie schien ihn nicht zu verstehen.

«Ruf mal die Rettung», wies Jens seinen Kollegen Hagenah an, der rasch in den Streifenwagen abtauchte und das Funkgerät zur Hand nahm.

Jens wollte sich zu dem Oldie hinunterbeugen, doch die versteinerte Wade machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Er musste sich auf die Knie sacken lassen. Dabei fiel sein Blick auf das Fahrrad, das dicht neben ihm auf der Straße lag. Zwischen den Metallstreben des Gepäckträgers klemmte der Fuß. Wenn er die Länge der Zeitungsrolle richtig einschätzte, handelte es sich um einen kompletten Unterschenkel, der unter dem Kniegelenk abgetrennt worden war.

«Was machen Sie für einen Scheiß?», fragte er den alten Mann.

Doch der befand sich in einer ganz anderen Welt. Seine Augen irrlichterten umher, Speichel lief ihm aus dem Mund, seine Hände zitterten stark. Jens erkannte, dass er aus dem Mann nichts herausbekommen würde, es sogar fahrlässig wäre, ihn in diesem Zustand zu verhören. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf den Rettungswagen zu warten.

Hagenah trat neben ihn. «Da kam gerade noch eine merkwürdige Meldung rein», sagte er.

«Sag nicht, noch ein Fahrradfahrer, der das andere Bein auf dem Gepäckträger hat.»

«Nee. Jemandem wurde auf offener Straße ins Auge gestochen. Der Tatort ist keine fünf Minuten von hier entfernt. Malerstraße, Ecke Langenstraße. Die Zentrale hat angefragt, ob einer von uns das übernehmen kann. Alle anderen sind im Einsatz. Was für eine verrückte Nacht!»

Jens kam auf die Beine und vermied es, vor Schmerzen aufzustöhnen.

«Ich fahr rüber», sagte er gepresst. «Bleib du hier und fahr mit dem Rettungswagen mit. Ich hole dich dann später aus dem Krankenhaus ab.»

4

«Na, Frau Doktor, wie sieht es mit einem kleinen Abendlauf aus?»

Eva Probst schlang ihrer großen Liebe Laura Windmüller, die mal wieder noch vor dem PC hockte, von hinten die Arme um den Hals und flüsterte ihr die Worte leise ins Ohr.

Laura hatte noch nicht geduscht, seit sie vor einer Stunde nach ihrer Schicht im Krankenhaus nach Hause gekommen war. Sie wusste, nach diesem schwülwarmen Tag roch sie nicht besonders gut, wahrscheinlich nach einer Mischung aus Desinfektion und Schweiß, aber das schien Eva nicht zu stören.

«Es gewittert», sagte Laura ebenso leise.

«Seit einer halben Stunde nicht mehr, und es fängt auch nicht wieder an. Ich habe gerade die Lauf-App gecheckt.»

«Ja, aber es ist fast zweiundzwanzig Uhr und längst dunkel.»

«Im Winter laufen wir dauernd im Dunkeln.»

Auf dieses Argument erwiderte Laura Windmüller nichts mehr, legte stattdessen ihren Kopf sanft gegen den ihrer Freundin, schloss die Augen und atmete tief ein und aus. Sie konnte spüren, wie mit der Atemluft die Anspannung des Tages ihren Körper verließ. Aber leider nicht genug. Es war immer zu viel, und jeden Tag kam neuer Ballast dazu.

«Komm schon, es wird dich entspannen», redete ihre Freundin ihr gut zu.